

hend durch und stellt fest (81 f.), daß „nur die Allgemeine Formel für sich selbst im Begründungszusammenhang dieses Systems (steht), die anderen Formeln hingegen ... gänzlich auf deren Vermittlung angewiesen“ (82 f.) sind. Wie lautet sie? „Gehandelt werden soll so, daß die Maxime des Handelns zum allgemeinen Gesetz taugt“ (90). Im *dritten* Kapitel wird die nun herausgesiebte Formel, deren Wortlaut gesichert ist, in ihre Bestandteile zerlegt. Ein Bestandteil wird als „Kriterium im Kriterium“ für die Richtigkeit des Handelns erkannt, der sogenannte „Tauglichkeits“-Bestandteil. S. wendet seine Aufmerksamkeit der Maxime zu und prüft Maximen verschiedener Inhalte, ob sie zum allgemeinen Gesetz tauglich oder untauglich sind. Drei Fälle werden dabei eingehend besprochen: a) Die Maxime ist ohne Widerspruch gar nicht als allgemeines Gesetz denkbar; b) Sie ist zwar als allgemeines Gesetz denkbar, aber ich entscheide mich nicht für sie oder c) ich kann sie als allgemeines Gesetz denken, entscheide mich für sie und führe sie durch. Das *vierte* Kapitel spielt den Selbstmord-, den Darlehens-, den Depositum-Unterschlagungsfall und acht weitere Fälle durch, die Kant in der „Grundlegung“, beziehungsweise der „Tugendlehre“ bespricht. Als Ergebnis faßt S. die elf untersuchten Stellen in sechs Gruppen (190 ff.) zusammen, unter denen vor allem die Fallösungen hier Erwähnung finden sollen, die auf überhaupt keiner Anwendung des KI beruhen, solche, die verallgemeinerungsunabhängige Lösungen und solche, die zwar verallgemeinerungsabhängige Lösungen darstellen, aber lediglich einen hypothetischen Imperativ und keinen KI begründen. So engt sich der Wirkkreis des KI beträchtlich ein. Der „Bruch eines betrügerischen Darlehensrückzahlungsversprechens“, dann das 1. Beispiel der „Grundlegung“ (Versprechensbruch) und der Getreidediebstahlfall sind schließlich Fälle, in welchen Kant – nach S. – den KI erfolgreich anwende – „doch nur bis zu einem gewissen Grade“ (192): immer liege ja eine befürwortende Stellungnahme des Handelnden bezüglich der Norm vor, welcher die jeweilige Maxime als verboten brandmarkt. Indem also der Handelnde die Position beziehe, grundsätzlich gegen Diebstahl zu sein, in *diesem* Falle sich aber eine Ausnahme zu gestatten, verletze der Fall die von Kant gemachte Prämisse der Gesetzmäßigkeit der Ethik, beziehungsweise der Gleichheit vor der Norm (193). Somit kommt S. zu dem Schluß, daß der KI nicht „leer“ und nicht „formal“ sei, da er doch Maximen zurückweise, doch sei „seine Beurteilungswirkung ... gering, sein Wert als Kriterium ... enttäuschend“ (196). – Auf die Anhänge einzugehen, wäre vermessen. Auf engstem Raume diskutiert S. die einschlägigen Ansichten der Kant-Literatur, weist sie zurück oder vertieft Ansätze. Was S. hier zustandegebracht hat, ist ein Kompendium der Fachliteratur samt ihrer Bewertung und Gewichtung. – Zusammenfassend läßt sich bemerken, daß die Ergebnisse der Arbeit von S. überzeugen. S. hat die Analyse des KI weitergetrieben. Dort, wo er von Ergebnissen zehrt, gibt er es zu, stellt aber auch hier oft Nuancen richtig und holt solche Erkenntnisse aus der Vergessenheit ans Licht. Die Sprache ist manchmal äußerst dicht – aber warum eigentlich nicht? Die ersten Seiten allerdings bereiten besondere Mühsal. Verschachtelungen erfordern hier vom Leser sorgsame Entflechtungsarbeit. Manches ist, um eines der neugeprägten Worte des Autors aufzugreifen, „enteinfacht“ worden (93). Auch das sei nicht verschwiegen, daß die technische Wiedergabe der Zitationsfülle, aber auch der Druck aller anderen Teile des Buches von hervorragender Textbearbeitung zeugen.

N. BRIESKORN S.J.

SANDKAULEN-BOCK, BIRGT, *Ausgang vom Unbedingten*. Über den Anfang in der Philosophie Schellings (Neue Studien zur Philosophie 2). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990. 186 S.

In dieser beachtenswerten Tübinger Dissertation ist der Verf. ein bedeutsamer Beitrag zur Schelling-Forschung gelungen. Die übersichtlich aufgebaute Arbeit dokumentiert eine gründliche und umfangreiche Textkenntnis. Von einem „schnellen Konsum“ des Buches ist dem Leser jedoch abzuraten, denn er wird durch die differenzierte Diktion und Gedankenführung vereitelt – ein Umstand, der durchaus positiv zu bewerten ist. Der komplexen historischen und systematischen Sachlage ist die differenzierte und dichte Ausdrucksweise angemessen.

Die These des Buches formuliert bereits treffend sein Titel: Es geht um Schellings

programmatische Forderung, die Philosophie müsse ihren Ausgang vom Unbedingten nehmen, will sie ihrem Gegenstand entsprechen (7 f.). Mit dem Unbedingten als solchem soll das philosophische Denken anheben, es soll sein alleiniges Prinzip in ihm finden. Dazu muß das Denken jedoch einen radikalen Überstieg in das ihm selbst vorausliegende Absolute vollziehen. Soll das Unbedingte daher Prinzip des aus und in ihm zu begründenden Systems des Wissens sein, so lautet die entscheidende Aufgabe: Es soll verstanden werden, wie das philosophische Denken das Unbedingte zu seinem *primum principium* nehmen kann, ohne daß es eben dadurch seiner Unbedingtheit verlustig geht, oder positiv gewendet: Wie kann sich das Wissen der Absolutheit seines Grundes versichern und dabei die Transzendenz desselben dem Wissen gegenüber bewahren? – In Beziehung auf dieses Programm – so die weitere These des Buches – soll sich Schellings gesamte Denkentwicklung in ihren mannigfaltigen Wandlungen systematisch rekonstruieren lassen. Nun bestätigt die Verf. diese These durch eine detaillierte Textanalyse leider nur für den Zeitraum bis zur Identitätsphilosophie von 1801/02. Schellings Weg zur Philosophie der Mythologie und Offenbarung wird nur in der Form eines zusammenfassenden Ausblicks (174 ff.) erwähnt. Angesichts der Interpretationsschwierigkeiten, die gerade Schellings Entwicklungsgang in seiner Erlanger Zeit, seinen Weg zur Spätphilosophie kennzeichnen und die seit Horst Fuhrmans' Deutung der „Weltalter“-Philosophie mit ins Zentrum der neueren Forschung gerückt worden sind, macht der bewußte Verzicht einer genaueren Berücksichtigung dieses Themenkreises wohl den größten Mangel der vorliegenden Arbeit aus. Erst hier eröffnete sich allererst das Feld, auf dem die vertretene These in concreto ihre Bewährung finden könnte. Die Verf. erkennt zwar selbst das „Mißliche“ (8) dieser Situation und versucht, ihre thematische Beschränkung dadurch zu rechtfertigen, daß der behandelte „Ausschnitt ... als symptomatisch bezeichnet werden kann und darum legitim ist“ (8). Daß er legitim sei, wird man nicht bestreiten wollen, zu einer überzeugenden Begründung der explizit auf Schellings *gesamte* Denkentwicklung abgestellten Interpretationsthese (vgl. 7, 9, 157, 159 Anm. 19 u. ö.) wird man indes auf eine entsprechend ausführliche Deutung des Weges des Schellingschen Denkens nach 1801 nicht verzichten können.

Sieht man einmal von dieser durchaus behebbaren Schwäche ab, so eröffnet die Arbeit doch aussichtsreiche Perspektiven für die gegenwärtige philosophische Forschung. Ich möchte zwei davon kurz hervorheben: a) Die Verf. hat mit ihrer programmatischen These für eine Gesamtdeutung der Philosophie Schellings plädiert, welche die sachliche Kontinuität des philosophischen Denkweges Schellings klar in den Vordergrund rückt. Eine solche Gesamtinterpretation, die die innere Einheit der philosophischen Entwicklung Schellings aus einem Programm heraus zu rekonstruieren vermag, zählt wohl unstrittig zu jenen Forderungen der Forschung, die dem Selbstverständnis und dem damit verbundenen Anspruch der Philosophie Schellings allein angemessen ist. Sie bedeutet zurecht eine bewußte Absage an alle Deutungsmuster, die mit den Vorstellungen eines geistigen Bruches und einer abstrakten Periodisierung des Entwicklungsganges operieren. Die sachliche Problematik dieser Deutungsmuster besteht darin, die Motivation und damit den Gesichtspunkt der die getrennten Phasen übergreifenden Einheit nicht in der philosophischen Fragestellung selbst identifizieren zu können, sondern für eine solche Erklärung auf wesentlich außerphilosophische Gründe zurückgreifen zu müssen. In diesem Sinne hat die Verf. die traditionellen Legenden eines maßgeblichen Einflusses Baaders, Oetingers, Böhmes usw. auf Schellings Denkentwicklung zu Recht in Frage gestellt. Ihre These kann als dezidierter Versuch gelesen werden, den ganzen Schelling der systematischen Philosophie wiederzugeben auch und gerade in dem fortgesetzten Scheitern an seinem ursprünglichen Programm. b) Neue Impulse könnten von der vorliegenden Untersuchung auch für die Erforschung des Verhältnisses Schellings zu Hegel ausgehen. Hier eröffnet die Arbeit neue Perspektiven auf das vieldiskutierte Problem der Zusammenarbeit Schellings und Hegels in Jena. Besonders im Hinblick auf die Wandlungen in der Systemkonzeption beider zu dieser Zeit, namentlich auf die im allgemeinen als Neuansatz bewertete These von der vernünftigen Erkennbarkeit des Absoluten im Medium der Spekulation, könnte die vorgetragene These zu einer Klärung beitragen. Denn diese These hat – wie

immer man ihre nähere Auslegung durch Schelling und Hegel in der Folgezeit beurteilen mag – erheblichen Einfluß auf den weiteren Entwicklungsgang des Schellingschen und Hegelschen Denkens ausgeübt. Aus ihr wären auch die ersten Ansatzpunkte der schon bald einsetzenden Kritik Hegels an Schellings Identitätsphilosophie einsichtig zu machen, die dann bereits gegen Ende der Jenaer Zeit Hegels zur Trennung und zum Bruch mit Schelling geführt haben.

Sieht man von einigen kleinen historischen Streitfragen einmal ab, so stellt die vorliegende Untersuchung für den von ihr behandelten Zeitraum doch einen differenzierten und inhaltsreichen Beitrag zur Schelling-Forschung dar, der in seinem ausgewogenen Gesamturteil weitere Beachtung verdient.

B. BURKHARDT

MUTSCHLER, HANS-DIETER, *Spekulative und empirische Physik. Aktualität und Grenze der Naturphilosophie Schellings* (Münchener philosophische Studien NF 5). Stuttgart – Berlin – Köln: Kohlhammer 1990. 232 S.

Schellings Naturphilosophie gilt für gewöhnlich als abschreckendes Beispiel, wie man nicht über Natur und Naturwissenschaft denken soll. Dafür gibt es gute Gründe in Fülle: Schellings wiederholter Versuch, empirisch verifizierbare Sätze apriori deduzieren zu wollen; die zahllosen Widersprüche in seinen naturphilosophischen Entwürfen; nach 1800 eine radikale Abkoppelung seiner Naturphilosophie von der empirischen Ebene. Um so erstaunlicher ist das neuerwachte Interesse für Schellings Naturphilosophie. Auf dem Hintergrund der ökologischen Krise hat eine breite Diskussion über unseren gängigen Naturbegriff und unser Verhältnis zur Natur eingesetzt. Man möchte wegekomen von einer Natur als einem bloßen System und versucht, die Natur (wieder) als eine Art Subjekt aufzufassen, als *natura naturans*. Man sucht Hilfe, wo immer man sie zu finden hofft, auch bei Schelling. Soll diese Hoffnung nicht enttäuscht werden, ist eine erneute, solide Analyse der Naturphilosophie Schellings Voraussetzung. Sie muß versuchen, Sinn und Unsinn zu scheiden und den bleibenden Gehalt dieser Naturphilosophie herauszukristallisieren. M., der nicht nur Philosoph, sondern auch Physiker ist, will diese Analyse leisten. Er tut es scharfsinnig und engagiert. Er faßt seine Untersuchung in drei Thesen zusammen (Kap. I).

*These 1:* Schellings naturphilosophische Schriften sind Zeugnisse einer Entwicklung, daher die Widersprüche. Diese Entwicklung aber ist nicht ein blindes Mäandrieren. Sie hat einen schon in frühesten Schriften erkennbaren Zielpunkt, Schellings Identitätssystem. Nur von daher lassen sich seine Entwürfe angemessen verstehen. Das tönt für jene, die mit der Identitätsphilosophie nicht viel anfangen können, nicht sehr verheißungsvoll. – *These 2:* Entgegen einer verbreiteten Meinung besaß Schelling kein wirkliches Verständnis für die klassische (Newtonsche) Mechanik (im auffälligen Gegensatz zu Kant). Sein Interesse konzentrierte sich auf die Elektrizitätslehre, die Chemie und die Biologie, Gebiete, die damals nicht viel mehr als eine Tatsachensammlung auf der Suche nach einer einheitlichen Theorie darstellten. Es war für Schelling nicht allzu schwierig, diese Tatsachen in seinen Entwurf einzuordnen. Dieser Entwurf bestand darin, die Welt als einen Organismus zu konstruieren, in dem das mechanistisch-atomistische Moment der Dinge verschwinden sollte. Die große Schwäche von Schellings Naturphilosophie besteht nach M. in einer mangelnden Vertrautheit mit der deduktiv-nomologischen Methode der Naturwissenschaft. Anstelle dieser Methode steht bei Schelling der Versuch, eine „*mathesis universalis*“ zu entwerfen. – *These 3:* Der spätere Schelling gibt die im Identitätssystem behauptete vollständige Durchsichtigkeit des Denkens auf seinen eigenen Grund hin auf (sog. „positive Philosophie“). Diese Korrektur hat Rückwirkungen auf die Naturphilosophie, die Schelling nicht mehr ausführlich darstellt. Die Naturphilosophie gilt ihm nun als „negative Philosophie“. Wenn die Vernunft sich selber nicht mehr total durchsichtig ist, sondern verwiesen bleibt auf eine ihr vorausgehende Faktizität, dann wird auch die Idee der Natur verwiesen sein auf eine ihr vorausgehende Faktizität; sie kann nicht bis in empirische Einzelheiten hinein konstruiert werden. Jetzt erst wird es Schelling möglich, die Eigenständigkeit der Naturwissenschaft nicht nur vorläufig (als Folge der Unfertigkeit des eigenen Programms), sondern grundsätzlich anzunehmen. Soll Schellings Naturphilosophie für